

## Rezensionen

### Deutsch-französische Grenzgänge: Werk und Wirkung Robert Minders

Albrecht Betz / Richard Faber (Hg.): *Kultur, Literatur und Wissenschaft in Deutschland und Frankreich. Zum 100. Geburtstag von Robert Minder*. Königshausen & Neumann, Würzburg 2004, 352 S., 39,80

In der Geschichte der deutsch-französischen Kulturbeziehungen des 20. Jahrhunderts nimmt der Germanist und Komparatist Robert Minder (1902–1980) eine herausragende Stellung als „mediateur“ und kultureller Grenzgänger diesseits und jenseits des Rheins ein. Neben Pierre Bertaux war Robert Minder, der ab 1958 in Paris am Collège de France lehrte, der im deutschen Sprachraum wohl bekannteste und wirkungsmächtigste französische Germanist seiner Generation.

In Frankreich wurde der gleichermaßen in der deutschen wie der französischen Sprache und Kultur verwurzelte Elsässer, der 1936 mit zwei gewichtigen Studien über Ludwig Tieck (in französischer Sprache) und Karl Philipp Moritz (in deutscher Sprache) die germanistische Bühne betrat, vor allem mit seinem 1948 erschienenen (und bis heute nicht ins Deutsche übersetzten) umfangreichen Buch über „Allemagne et Allemagnes“ bekannt, einem in der Tradition von Vorläufern wie Madame de Staël stehenden gleichermaßen ethnopsychologisch wie kultursoziologisch orientierten Großessay über Deutschland und die Deutschen. In Deutschland wurde Robert Minder hingegen vor allem als Redner und Essayist geschätzt, der sich profund und originell zu Themen und Autoren sowohl der

neueren deutschen als auch der neueren französischen Literatur äußerte. Sein Augenmerk galt meist regionalistischen, oft „allemanischen“ Fragen, bis dato vernachlässigten literatursoziologischen Aspekten (wie der Lesebuchforschung) oder den deutsch-französischen Literatur- und Geistesbeziehungen.

Nachdem in Frankreich anlässlich Minders 100. Geburtstag ein Sonderheft der französischen Zeitschrift „*Allemagne d'aujourd'hui*“ (No. 165/2003) erschienen ist, legen der in Aachen und Paris lehrende Germanist Albrecht Betz und der Literatursoziologe Richard Faber (FU Berlin) nun zu Ehren von Robert Minder einen gewichtigen, mit Mitteln der Deutschen Botschaft in Paris und der Deutsch-Französischen Kulturstiftung geförderten Sammelband über „Kultur, Literatur und Wissenschaft in Deutschland und Frankreich“ vor.

Den Auftakt des Buches bilden ein einführendes „Portrait-Mosaik“ Minders aus der Feder von Albrecht Betz sowie eine Zusammenfassung der Beiträge durch Richard Faber. Im Anhang befindet sich der nicht nur umfangreichste (49 Druckseiten lange), sondern für alle zukünftigen Minder-Studien grundlegendste Beitrag des Bandes, eine von Manfred Beyer akribisch zusammengestellte „Chronik und Bibliographie Robert Minders“. Schaut man sich diese 260 Titel auflistende Bibliographie der Schriften Minders genauer an, so fällt auf, dass zum einen viele französischsprachige Arbeiten Minders noch nicht in deutscher Übersetzung vorliegen und dass umgekehrt viele seiner deutschsprachigen Studien und Reden nie auf Französisch veröffentlicht worden sind. Auch fehlt noch eine – in Anbetracht der wissenschaftshistorischen Bedeutung Robert Minders angebrachte – umfassende Werkausgabe des von 1924 bis zu seinem Todesjahr 1980 publizierenden Autors.

Die insgesamt 20 Aufsätze des Sammelbandes von Betz und Faber sind in vier Sektio-

nen unterteilt, deren Titel an die Forschungs- und Publikationsschwerpunkte von Robert Minder anknüpfen: „I. Über Literaturwissenschaft und Literaturwissenschaftsgeschichte“, „II. Über soziokulturelle Regionen und Räume“, „III. Über Deutschland, Frankreich und Europa“ sowie „IV. Interpretatorische Einzelstudien“.

Richard Faber und Heribert Tommek versuchen in ihren Beiträgen, das unter anderem von psychologischen Fragestellungen und der Mentalitätenforschung französischer Schule (insbesondere *Lucien Febvre*) geprägte Spezifische der Literatursoziologie Minder-scher Prägung aufzuzeigen. *Heinrich Kaulen* widmet sich in seiner Studie über „Robert Minder und das deutsche Lesebuch“ einem besonders fruchtbaren Interesse *Minders*, der als einer der ersten Germanisten den Inhalt von Lesebüchern zum Gegenstand literarischer Forschung erkor. Rund ein Drittel der Beiträge des Sammelbandes versucht sich an einer Positionsbestimmung *Robert Minders* im Tableau der französischen Germanistik des 20. Jahrhunderts. So vergleicht *Hans Manfred Bock* *Minders* elsässische Identität – er sprach einmal vom Elsass als der „Nahtstelle des Kontinents“ – mit dem „Elsaß als Lebensform“ bei *Charles Andler*, *Lucien Herr* und *Henri Lichtenberger*. *Katja Mermetschke* vergleicht den Deutschland-Diskurs von *Minder* und *Edmond Vermeil*. *Fabrice Malkani* und *Richard Faber* zeichnen die Entwicklung *Minders* vom Germanisten zum Komparatisten nach, wobei *Richard Faber* zur treffenden Charakterisierung des reifen *Minders* als „europäischer Komparatist und aufgeklärter Humanist“ gelangt. Als gleichermaßen in der deutschen wie der französischen Kultur und Sprache verwurzelter Literaturwissenschaftler war es *Minders* wissenschaftliche Utopie, „eines Tages die großen Motive der deutschen und französischen Vorstellungswelt miteinander

zu vergleichen.“ Ein solches Werk könne nämlich helfen, so das Credo des Komparatisten, „etwas zu erschaffen, was uns fast noch gänzlich fehlt: die Grundlage zu einer vergleichenden Kulturgeschichte der Völker.“ Ein solches „opus magnum“ deutsch-französischer Komparatistik hat *Minder* leider nie vorgelegt, jedoch viele wertvolle Teilstücke, die als bahnbrechende Vorstudien zu einer solchen nach wie vor noch zu schreibenden großen Synthese der deutsch-französischen Kulturgeschichte im europäischen Kontext gelten dürfen.

Die meisten Beiträge des von *Betz* und *Faber* herausgegebenen Sammelbandes widmen sich zentralen Themen und Arbeiten *Minders* und ihrer Wirkungsgeschichte. Aufgegriffen werden insbesondere *Minders* Studien zu regionalistischen Themen, zum Beispiel sein „Heide“-Essay – die bis heute in ihrer Konzentriertheit unübertroffene Studie über die Bedeutung des evangelischen Pfarrhauses für die deutsche Literatur –, oder seine Arbeiten über *Schiller*, *Hebel*, *Jean Paul* und *Alfred Döblin*.

Warum der französische Literaturwissenschaftler und Essayist *Robert Minder* nach dem Zweiten Weltkrieg sowohl in der alten Bundesrepublik als auch in der DDR zur allseits akzeptierten und geachteten germanistischen Instanz werden konnte, erklärt *Albrecht Betz* mit den historisch-politischen Zeitumständen: „Die gesamte literarhistorische Produktion des reifen *Minder* [...] fällt in die Zeit des kalten Krieges. Es war sein Vorteil, von Frankreich aus, das heißt aus der Vogelperspektive – über beiden deutschen Teilstaaten – über deutsche Kulturgeschichte schreiben zu können. Auch das gab seiner Sicht eine Fülle, die im Sich-nicht-Einspannen-lassen für die eine oder gegen die andere Seite bestand.“

HORST SCHMIDT

## De Gaulle – Adenauer: Farbige Ereignisgeschichte

Paul Legoll: *Charles de Gaulle et Konrad Adenauer. La cordiale entente. Préface de Joseph Rovin. L'Harmattan, Paris 2004, 372 S., 30 €*

Der Germanist, überzeugte Europäer und langjährige Operateur im Bereich der deutsch-französischen Zivilgesellschaft, Paul Legoll, der bereits eine verdienstvolle Studie zu „Konrad Adenauer et l'idée d'unification européenne janvier 1948 – mai 1950“ vorgelegt hat, schildert hier die Geschichte der deutsch-französischen Aussöhnung und Zusammenarbeit vornehmlich aus der Perspektive der beiden für die deutsch-französische Aussöhnung wichtigsten Staatsmänner. Wie der Untertitel bereits deutlich macht, hebt er dabei insbesondere auf deren „entente cordiale“ ab. Damit unterscheidet sich seine Untersuchung in nicht unerheblichem Maße von den sehr viel differenzierteren Studien, etwa Gilbert Zieburas, Ernst Weisenfelds oder Georges-Henri Soutous, in denen die miteinander kaum zu versöhnenden Doppelstrategien der beiden großen Akteure sehr viel deutlicher herausgestellt werden.

Wenn es etwa bei Legoll zusammenfassend heißt, dass *de Gaulle* und *Adenauer* gemeinsame Sache in den Bereichen „la politique de défense“ und „de construction européenne“ gemacht hätten (S. 8), dann kann man dieser Behauptung mit *Soutou* oder *Zieburas* eine ganze Reihe von Tatsachen entgegenhalten, die einer substanziellen Gemeinsamkeit absolut widersprechen. Es sei hier nur daran erinnert, dass *de Gaulle* zunächst vergeblich eine gleichberechtigte Beteiligung mit den USA und Großbritannien an der Führung der NATO beansprucht hatte und danach plante, sich mit eigenen Atomwaffen von der NATO unabhängig zu machen, während *Adenauer* ganz im Gegensatz ein stärkeres Engagement der USA wünschte und schließlich eine Mitentscheidung über NATO-Atomwaffen anstrebte, die Deutschland dann

allerdings erst sehr viel später und eher theoretisch denn faktisch erlangte.

Weit auseinander lagen die Positionen der beiden Protagonisten des Deutsch-Französischen auch in europäischen Fragen. Während *de Gaulle* ein Europa der Staaten herbeizuführen beabsichtigte, die Kommission am liebsten abgeschafft hätte und schließlich durch die Politik des leeren Stuhls die von den Römischen Verträgen vorgesehenen Mehrheitsabstimmungen vereitelte, waren für *Adenauer* die europäische Integration und das supranationale Europa die Quintessenz deutscher Europapolitik. Solche Divergenzen werden allerdings von Legoll auch nicht völlig unter den Tisch gekehrt. So werden im Zusammenhang mit den *Fouchet*-Plänen zwar vor allem die zustimmenden Äußerungen der deutschen Seite angesprochen, aber am Ende des entsprechenden Kapitels wird diese mit den deutschen Integrations-Interessen gar nicht zu vereinbarende Zustimmung dann immerhin indirekt relativiert: „Les petits États regimbent devant les prétentions au leadership affichées par le Général, approuvées pour le moins du bout des lèvres par le Chancelier, soucieux avant tout de préserver un climat serein dans la maison Europe.“ (S. 191)

Ähnlich undeutlich fällt die Darstellung der unterschiedlichen Interessen am *Élysée*-Vertrag aus. Weshalb die deutschen Abgeordneten schließlich mit überwältigender Mehrheit die Hinzufügung einer Präambel wollten, durch die der deutsch-französische Bilateralismus gegenüber der Rolle der transatlantischen Zusammenarbeit und dem Ziel der weiteren europäischen Integration relativiert wurde, wird nicht näher erläutert. Wer sich also mehr für die Analyse der nationalen Interessen und für Machtfragen interessiert, wird sich besser bei *Zieburas*, *Weisenfeld* oder *Soutou* usw. zu informieren suchen.

Dennoch hat diese Studie durchaus hohe Qualitäten, die zweifellos die Lektüre lohnen, wenn man sich für die Geschichte der Beziehungen zwischen *de Gaulle* und *Adenauer*

er interessiert. Der Ablauf der persönlichen Begegnungen und der politischen Ereignisse wird von Legoll ebenso detailliert wie lebendig geschildert. Nicht zuletzt vermitteln die vie-

len wörtlichen Zitate ein recht plastisches Bild von diesem wichtigen Kapitel deutsch-französischer Geschichte.

JOHANNES THOMAS

## Ende oder Neubeginn einer Freundschaft?

„France Allemagne – la fin?“/ „Frankreich Deutschland – das Ende?“ Sondernummer der „Revue des Deux Mondes“ Oktober-November 2005. Société de la Revue des Deux Mondes S.A., Paris 2005, 464 S., 15 €

1829 erschien die erste Ausgabe der Zeitschrift „La Revue des Deux Mondes“ in Paris. 176 Jahre später, gut 60 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges und 42 Jahre nach der Unterzeichnung des Élysée-Vertrags zwischen Frankreich und Deutschland – also ohne erkennbaren historischen Anlass – erscheint nun diese illustre Zeitschrift zum ersten Mal zweisprachig. Eine Sondernummer ohne Anlass? Nicht ganz. „Frankreich Deutschland – das Ende?“, so der Titel der 464 Seiten starken Publikation, versucht, die vielleicht wichtigste Frage zu Beginn der 21. Jahrhunderts zu beantworten, nämlich die Frage nach der Zukunft Europas. Die französische Ablehnung des Europäischen Verfassungsvertrages 15 Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer ist Anlass genug. Das Fragezeichen zum angeblichen Ende der besonderen Beziehung lässt ahnen, wie unsicher die französischen Herausgeber dieser sehr informativen Zeitschrift gewesen sind, als sie Autoren aus beiden Ländern beauftragt haben, eine Vision von Europa zu zeichnen, die zwar nicht nur deutsch-französischer Prägung sein kann, aber auch ohne deutsch-französische Partnerschaft nicht denkbar ist. „Wenn auch in französischen Stimmlökalen anscheinend eher Angst und Egoismus vorherrschen“, so Chefredakteur Michel Crépu in seinem Leitartikel, „so gibt die Revue des Deux

Mondes der festen Zuversicht Ausdruck, dass eine stimulierende fesselnde Existenz Europas möglich ist, für die das deutsch-französische Paar als Emblem und Symbol und vor allem als Erfahrungswert stehen kann.“

Von Anfang an verstand sich die „Revue“ als kulturelle, wirtschaftliche und politische Brücke zwischen Frankreich und den außereuropäischen Ländern, zwischen zwei Welten („Deux Mondes“) also, die heute noch oft als zwei verschiedene Planeten angesehen werden. Die „Revue“, die einst Artikel von Heinrich Heine und Beiträge aus den deutschen Universitäten veröffentlichte, stellt einen Ort der Auseinandersetzung zwischen Nationen und Kulturen dar, über Themen, die die heutige Gesellschaft bewegen. Vorbei ist das 20. Jahrhundert mit all seinen historischen Bildern von Weltkriegen und Versöhnungsgesten. Aber „wie wird die neue politische und kulturelle Geographie Europas aussehen?“, fragt Michel Crépu. „Besteht nicht die Gefahr, dass die Bedeutung des berühmten deutsch-französischen Paares relativiert wird?“

Diese Fragen ziehen sich durch die ganze Publikation – aber keiner der zahlreichen deutschen und französischen Autoren kommt zu dem Schluss, dass das Fragezeichen aus dem Buchtitel gestrichen werden sollte. Natürlich sind beide Länder, beide Völker unterschiedlich – aber Europa profitiert von diesen Unterschieden auf allen Ebenen der alltäglichen Zusammenarbeit. Kurt Masur, seit 2002 Chefdirigent des „Orchestre national de France“, resümiert diese Vielfalt der Traditionen aus eigener Erfahrung so: „Bei einem französischen Orchester muss man immer mit seinen Gefühlen, seiner Emotionalität rechnen“, ein französisches

Orchester spiele nur gut, wenn es den Dirigenten mag, ein deutsches Orchester hingegen werde immer gut, ja sogar einwandfrei spielen, egal ob es seinen Leiter mag oder nicht. Und der deutsche Philosoph (und Gastprofessor an der *École des Hautes Études en Sciences Sociales* in Paris) Heinz Wismann bemüht die Kunstgeschichte, um Missverständnisse zu klären. Für ihn kommt es nicht von ungefähr, „dass die wahren französischen Maler die Impressionisten sind und die Expressionisten die wahren deutschen Maler.“ Ob Masur und Wismann diese Vergleiche nur künstlerisch meinen, wird dem Leser überlassen. Auch Rudolf von Thadden, Professor für moderne Geschichte an der Universität Göttingen und Direktor des Berlin-Brandenburgischen Instituts für deutsch-französische Zusammenarbeit in Europa (Genshagen), setzt auf die Kraft der unterschiedlichen Wahrnehmung. Die Geschichte beider Länder sei nicht eindimensional, die Erinnerung („*Mémoire*“) schon gar nicht.

Der Weg ist klar: Deutsche und Franzosen werden eine gemeinsame Politik entwerfen müssen. „Es darf nicht länger gewartet werden“, meint beispielsweise Dominique Strauss-Kahn, ehemaliger Minister in Paris. „Die Europäische Union kann nicht dauerhaft auf die Impulse Frankreichs und Deutschlands verzichten, die nur sie ihr geben können“, behauptet seinerseits der ehemalige französische Außenminister Jean François-Poncet.

Missverständnis, aber auch Unverständnis. Beide Begriffe werden mit historischen, zum Teil auch anekdotischen Beispielen erläutert, die die Unterschiede nicht wegweisen, sondern in einen globalen Zusammenhang stellen: „Nicht dass die Deutschen die Franzosen nachahmen sollten oder die Franzosen die Deutschen“, warnt Heinz Wismann, „aber für beide ist es lebenswichtig zu begreifen, dass es Seinswesen gibt, die sich in der Vergangenheit als äußerst erfindungsreich und außergewöhnlich kreativ herausgestellt haben, so unterschiedlich sie

auch sein mögen. Das ist es im Grunde, was Europa rentabilisieren muss.“ Nicht anders Professor Philippe Meyer, der als „halb Pariser, halb Berliner“ lustige Spracheigenarten in beiden Ländern auflistet: „Die lateinischen Länder ähneln sich bloß, Skandinavien hat viele deutsche Züge und England ist englisch; aber Frankreich und Deutschland ergänzen sich wie ein Puzzle, an das weitere Teile angehängt werden können.“

Auch Wirtschaftsvertreter benennen ihre Präferenzen in dieser globalisierten Welt. So ist Gerhard Cromme, Vorsitzender des Aufsichtsrats von Thyssen-Krupp, der Meinung, dass gemeinsames Handeln trotz Unterschieden möglich ist: „Es geht um gemeinsame Impulse für eine Strategie industrieller Wettbewerbsfähigkeit, die auf Innovation, Leistungsfähigkeit und die Erschließung neuer Wachstumsfelder der Zukunft setzt.“ Unterschiede der nationalen Strukturen, Kulturen und politischen Ansätze seien „Ausdruck der Vielfalt in Europa, die es als Reichtum und nicht als Beschränkung aufzufassen und zu nutzen gilt“.

Ein richtiges Schlusswort gibt es allerdings nicht. Die „*Revue des Deux Mondes*“ ist eher ein Kaleidoskop von Meinungen – alle gegen den pessimistischen und defaitistischen Zeitgeist. Zwar ist immer wieder von „bedenklichem Zustand“, von „Sorge“, gar von „Krise“ die Rede. Aber auch von „moralischer Verpflichtung, den Schicksalsbund fortzuführen“, wie Jean-Pierre Dubois, Leiter der Delegation für die deutsch-französischen Beziehungen im Pariser Außenministerium, formuliert. „Einerseits gibt es ganz ohne Frage Fortschritte, und andererseits sind wir von Zweifeln und Oberflächlichkeit umringt“, stellt der ehemalige Botschafter Joachim Bitterlich fest, „Europa braucht das deutsch-französische Tandem als Wegbereiter, jedoch nicht mit dem Ziel, das letzte Wort zu haben und auf negative Weise seine Führungsansprüche durchzusetzen“.

Auch die „Revue des Deux Mondes“ möchte nicht das letzte Wort haben. Sie versteht diese zweisprachige Sondernummer, die im Berliner Institut Français und in der Pariser Maison de l'Europe einem breiten Publikum vorgestellt wurde, nicht als isolierte Initiative: „Genau wie in der Musik handelt es sich

hier um eine Overture“, schreibt Chefredakteur Michel Crépu. In den nächsten Heften sollen weitere Artikel die neuen Kapitel der Geschichte begleiten – und wenn es um Deutschland und Frankreich geht, dann vielleicht doch ohne Fragezeichen.

GÉRARD FOUSSIER

### Das „modèle français“ unter Reformdruck

Lothar Albertin et al. (Hg.): *Frankreich Jahrbuch 2004. Reformpolitik in Frankreich*. Mit einem Beitrag des französischen Premierministers Jean-Pierre Raffarin. VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2005, 354 S., 26,90 €

Angesichts der weitgehenden thematischen Übereinstimmung deutscher und französischer Reformagenden sind die Analysen des Jahrbuchs zu den Gründen für die Notwendigkeit von Erneuerungen, zu den sich ihnen in den Weg stellenden Hindernissen sowie zu Erfolgen wie Misserfolgen der französischen Politik für den deutschen Leser von besonderem Interesse. Nicht, dass sich Einsichten in die Verhältnisse des Nachbarlandes unmittelbar auf Deutschland übertragen ließen, aber die Probleme, mit denen es Gesellschaft und Politik in beiden Ländern zu tun haben, gehen doch auf weitgehend vergleichbare Entwicklungen zurück. Diesseits wie jenseits des Rheins ist das von Politikern immer noch gerne auch für den Rest der Welt als vorbildlich beschworene Sozialmodell unter dem Druck von Europäisierung und Globalisierung brüchig geworden, und der Nationalstaat kann nicht mehr leisten, was er früher unter anderen Voraussetzungen geleistet hat. Diese Einsichten aber sind bei den staatsfixierten Bevölkerungen noch nicht angekommen, weshalb auch die Politik entsprechend vorsichtig agiert. So ist es kaum erstaunlich, dass der ehemalige französische

Premierminister Jean-Pierre Raffarin in seiner 2004 in Berlin gehaltenen Rede, die hier in deutscher Sprache wiedergegeben ist, nicht nur wenig Analytisches – das kann man bei Politikerreden vielleicht ohnehin nicht erwarten –, sondern auch wenig Greifbares zu konkreten Reformmaßnahmen beisteuert. Immerhin räumt er ein, dass die großen Länder Europas in ihren Reformbemühungen hinter den kleinen Ländern weit hinterher hinken. Aber wie Frankreich etwa mit der Investitionsbremse namens Staatsverschuldung und Defizit fertig werden will, erfährt man nicht. Dafür lernt man, dass „der Stabilitätspakt“ „dem Nutzen der Reformen besser Rechnung tragen“ müsse (S. 27), ohne dass gesagt würde, was hier mit „Reformen“ und „Rechnung tragen“ gemeint ist.

Umso informativer ist die Einleitung von Henrik Uterwedde, der hier unter anderem die Reformpolitik in eine historische Perspektive rückt und die aktuellen Bemühungen um eine Neudefinition von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft in die Tradition des sozioökonomischen Paradigmenwechsels seit 1983 stellt. Man kann, so Uterwedde, die Entwicklung seither als einen Prozess der schleichen Liberalisierung lesen, die jedoch nie ihren Namen sagen durfte, weil man sonst eine Wählerschaft verprellt hätte, die von den großen Parteien gegen alles Liberale als angelsächsisches Teufelszeug eingeschworen worden ist.

Alistair Cole erläutert den Veränderungsdruck, dem sich Frankreich insgesamt ausgesetzt sieht, vor allem auch in seinem staat-

lichen Selbstverständnis, und er kommt dabei zu dem Schluss: „Europäisierung und Globalisierung laufen der ‘certaine idée de la France’ im Grunde zuwider ..., wenn Europa erst einmal ein Schmelztiegel europäischer kultureller Einflüsse geworden ist, anstatt ein Spiegel zu sein, der die französische Grandeur reflektiert ...“ (S. 39). Gleichwohl habe Frankreich beachtliche Anpassungsleistungen erbracht, und zwar je nach Sektor in unterschiedlicher Weise. Während man sich etwa im makroökonomischen Management an den globalen Bedingungen orientiert habe, seien die Anpassungen im Bildungsbereich ganz im Sinne der nationalen Traditionen vorgenommen worden.

Vivien A. Schmidt gelangt über eine Analyse der Ansätze und Auswirkungen unterschiedlicher sozialpolitischer Strategien (‘liberal’, ‘unterstützend’, ‘helfend’) zur Bestimmung von Faktoren, die speziell für die Reformzwänge und -fähigkeiten Frankreichs in Ansatz zu bringen sind. Wie die Franzosen zu solchen Reformzwängen stehen, eruiert sodann Pierre Bréchon, wobei er zu dem nicht unerwarteten Ergebnis kommt, dass sich in Frankreich liberale Reformvorstellungen auf widersprüchliche Weise mit einer entschlossenen Verteidigung sozialer Besitzstände verbinden. Man wisse zwar um die tiefe Kluft zwischen wünschbaren und machbaren Reformen, aber könne sie nicht überbrücken.

Das ist nicht zuletzt auch eine Herausforderung für die Linksparteien, die sich, so Zaïki Laïdi, nicht nur in Frankreich der Frage stellen müssen, wie sie den unvermeidlichen Wandel anders als über den Staat und unter Einbeziehung der globalen Dimension definieren wollen.

In den weiteren Beiträgen zum Schwerpunktthema stellt Christoph Egle der früheren sozialistischen Regierung unter Lionel Jospin ein überraschend schlechtes Zeugnis aus; Florence Gauzy-Krieger erklärt die positiven Entwicklungen, die sich mit der französischen Militärreform (unter anderem Abschaffung

der Wehrpflicht, Professionalisierung der Armee usw.) ergeben haben; Stefan Geifes schildert für den Bereich der Forschungspolitik unter anderem die Diskrepanz zwischen offizieller Rhetorik und politischer Praxis und Mechthild Veil schließlich erläutert Raffarins Rentenreform. Bei dieser Reform wurde, anders als in Deutschland, konsequent am Umlagesystem festgehalten und jeder Gedanke an eine auch kapitalgedeckte Alterssicherung tabuisiert, mit der Folge, dass das Renteneintrittsalter heraufgesetzt und die Rentenanprüche abgesenkt werden mussten. (Das wird in Deutschland ebenfalls und trotz Riesen-Rente gemacht.)

Insgesamt geben die Beiträge zum Schwerpunktthema Einblicke in eine Fülle französischer Besonderheiten, aber auch in sehr viele Gemeinsamkeiten mit Deutschland. Zugleich werfen sie viele anregende Fragen auf, die, so wäre zu hoffen, zusammen mit den geschilderten französischen Einsichten dann auch die deutschen Debatten beleben werden. Abgerundet wird das auch dieses Mal wieder überaus lesenswerte Jahrbuch durch Beiträge von Roland Höhne (Europawahlen in Frankreich 2004 – eine europäische Ausnahme?), Sebastian Nix (Französischer Auslandsrundfunk) und Elfi Bendikat (Stadtraum und Ethnokultur in Paris und Marseille). Die letztgenannte, sehr dichte und gründlich recherchierte Studie gewinnt durch die aktuellen Ereignisse in einigen französischen Vorstädten eine zusätzliche Aktualität.

Wie üblich folgen am Ende des Buches die Chronik (2004–2005) sowie verschiedene Übersichten, so zur sozioökonomischen Entwicklung, zu Wahlergebnissen sowie zu deutschsprachigen Neuerscheinungen über Frankreich und die deutsch-französischen Beziehungen. Alles in allem: Wieder ein Jahrbuch, das jeder Frankreichforscher sich nicht nur in den Bücherschrank stellen, sondern durcharbeiten sollte.

JOHANNES THOMAS